

Auf den ersten Blick ist das Leben der jungen Virginia unauffällig: Nach ihrer Kindheit auf dem Landsitz der Großmutter führt ihr Weg sie in die Stadt, und erst nach Jahren kehrt sie wieder nach Hause zurück. Geprägt von ungewöhnlichen Kinderspielen mit ihrem Bruder Daniel, der mit ihr die mysteriöse »Gesellschaft der Schatten« gründet, führt Virginia selbst ein Schattendasein, das im Widerspruch zu ihrem aufgewühlten Innenleben steht. Obwohl sie Beziehungen eingeht, bleibt sie einsam, unabhängig und in sich gekehrt. Doch während sie sich in Gedanken eine eigene Welt erschafft, dringen wiederholt seltsame Dialogfetzen oder flüchtige Szenen in ihr Bewusstsein – als Vorboten des Schocks, der ihrem Leben schließlich eine dramatische Wendung gibt.

CLARICE LISPECTOR, geboren 1922 in der Ukraine, gelangte mit ihrer Familie auf der Flucht vor Pogromen in den ländlichen Norden Brasiliens und lebte später in Rio de Janeiro. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend, studierte sie Jura und begann eine Karriere als Journalistin. Im Alter von dreiundzwanzig Jahren wurde sie Schriftstellerin. Sie schrieb Romane, Erzählungen, Kinderbücher sowie literarische Kolumnen und wurde für ihr Werk vielfach ausgezeichnet.

Clarice Lispector

Der Lüster

Roman

*Aus dem brasilianischen Portugiesisch
und mit einem Nachwort von Luis Ruby*

btb

Die Originalausgabe erschien 1946 unter dem Titel »O lustre« bei
Livreria Agir Editora, Rio de Janeiro.

Der Übersetzer dankt dem Deutschen Übersetzerfonds e.V.
für die Förderung durch ein Arbeitsstipendium.

Obra publicada con o apoio do Ministério da Cultura do Brasil/
Stiftung der Nationalbibliothek.



MINISTÉRIO DA CULTURA
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2016,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 1946 Clarice Lispector Erben

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe Schöffling & Co.

Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main, 2013

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach einem

Umschlagentwurf von Schöffling & Co. Frankfurt am Main,

unter Verwendung des Umschlagfotos von © Paulo Gurgel Valente

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74905-8

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

Für meine Schwester Tania

IHR GANZES LEBEN lang sollte sie fließend sein. Aber was ihre Konturen beherrscht und zu einer Mitte gezogen, was sie gegen die Welt erleuchtet und ihr eine innere Macht verliehen hatte, war das Geheimnis. Nie sollte sie daran in klaren Begriffen denken können, da sie fürchtete, sein Bild zu überfluten und aufzulösen. Dennoch hatte es in ihr einen fernen und lebendigen Kern gebildet und niemals den Zauber verloren – es festigte sie in ihrer unlösbaren Vagheit als der einzigen Wirklichkeit, die für sie immer eine verlorene sein musste.

Die beiden beugten sich über den Rand des brüchigen Stegs, und Virginia spürte die Unsicherheit in ihren nackten Füßen, als stünden sie haltlos über dem ruhigen Kreisel des Wassers. Es war ein heftiger und trockener Tag, in weiten, festen Farben; in den Bäumen rauschte die laue Luft, die von geschwinden Windstößen kalt gekräuselt wurde. Durch das zerschlissene, löcherige Mädchenkleid wehte immer wieder ein kühles Frösteln. Den ernsten Mund an den toten Ast der Brücke gepresst, tauchte Virginia ihren zerstreuten Blick ins Wasser. Plötzlich erstarrte sie, angespannt und leicht:

»Schau mal!«

Daniel wandte rasch den Kopf – an einem Stein hatte sich ein Hut verfangen, nass, schwer und dunkel vom Wasser. Der Fluss riss ihn rücksichtslos mit, aber noch widerstand er. Bis er die letzte Kraft verlor, von der flinken Strömung fort-

gezogen wurde und unter Sprüngen, fast fröhlich im Schaum versank. Unentschlossen, überrascht standen sie da.

»Wir dürfen das keinem erzählen«, wisperte Virgínia schließlich, die Stimme entfernt und schwindelig.

»Ja ...« Selbst Daniel war erschrocken und stimmte zu ... Das Wasser floss weiter dahin. »Auch nicht, wenn jemand fragt, ob wir was über den Ertrunk...«

»Ja!« Virgínia schrie das fast ... Sie schwiegen angestrengt, die Augen geweitet und wild.

»Virgínia ...«, sagte der Bruder langsam, mit einer Härte, die sein Gesicht ganz kantig machte, »ich schwöre jetzt.«

»Ja ... Mein Gott, aber man schwört doch immer ...«

Daniel überlegte, den Blick auf sie gerichtet, und sie regte keine Miene, wartete nur, dass er in ihr die Antwort fand.

»Zum Beispiel ... dass alles, was wir sind ... zu nichts werden soll ... wenn wir jemand davon erzählen.«

Er sagte das so ernst, er sagte das so schön, der Fluss floss dahin, der Fluss floss dahin. Das staubbedeckte Laub, das dichte und feuchte Laub an den Ufern, der Fluss floss dahin. Sie wollte antworten und Ja sagen, glühend, fast glücklich Ja!, mit trockenen Lippen lachend ... aber sie konnte nicht sprechen, sie wusste nicht zu atmen; wie verstörend das alles. Die Augen geweitet, das Gesicht mit einem Mal klein und farblos, wagte sie ein vorsichtiges Nicken. Daniel entfernte sich, Daniel entfernte sich immer mehr. Nein!, wollte sie schreien und dass er auf sie warten solle, sie nicht allein lassen über dem Fluss; doch er setzte den Weg fort. Während das Herz in einem Körper schlug, aus dem plötzlich das Blut gewichen war, während das Herz rasend pumpte und fiel und das Wasser dahinlief, versuchte sie, die Lippen einen Spalt weit zu öffnen, ein Wort zu hauchen, so blass es auch

sein mochte. Wie der Schrei im Albtraum, den man nicht herausbringt, so wurde kein Laut hörbar, und die Wolken zogen schnell über den Himmel, unterwegs zu einem Ziel. Unter ihren Füßen rauschte das Wasser – in einer klaren Halluzination ging ihr durch den Sinn: O ja, dann würde sie fallen und ertrinken, o ja. Etwas, so intensiv und fahl wie das Entsetzen, aber triumphierend, eine verrückte und achtsame Freude erfüllte jetzt ihren Körper, und sie wartete auf den Tod, die Hand um den Brückenast geschlossen, als wäre es für immer. Da wandte Daniel sich um.

»Komm«, sagte er überrascht.

Vom stillen Grund ihres Schweigens aus sah sie ihn an.

»Jetzt komm schon, du blöde Gans«, sagte er aufbrausend.

Ein toter Moment dehnte alles in die Länge. Sie und Daniel waren zwei reglose, für immer unbewegliche Punkte. Aber ich bin schon gestorben, schien sie zu denken, während sie sich von der Brücke löste, als würde sie mit einer Sichel abgeschnitten. Ich bin schon gestorben, dachte sie weiter, und auf fremden Füßen lief ihr weißes Gesicht schwerfällig zu Daniel.

Als sie auf der Straße gingen, schlug das Blut wieder rhythmisch in ihren Adern, sie kamen schnell vorwärts, gemeinsam. Im Staub sah man die zögerliche Spur des einzigen Automobils von Brejo Alto. Unter dem strahlenden Himmel schwang der Tag in seinem letzten Moment vor der Nacht, auf den Feldwegen und in den Bäumen konzentrierte sich die Stille drückend schwül – auf dem Rücken spürte Virgínia die letzten lauen Sonnenstrahlen, die dichten, geballt goldenen Wolken. Doch war da eine vage Kälte, die aus dem schattigen Wald zu kommen schien. Den Körper geschärft, blickten sie nach vorne – die Drohung eines Übergangs lag in der

Luft, die sie atmeten ... im nächsten Augenblick würde ein Schrei ertönen, und etwas würde sich fassungslos zerstören, oder die schwerelose Nacht würde dieses maßlose, grobe und einsame Sein mit einem Mal bändigen. Sie gingen schnell. Um sie war ein Duft, der das Herz weitete. Die Schatten bedeckten nach und nach den Weg, und als Daniel das schwere Gartentor aufdrückte, lag die Nacht ruhig da. Die Glühwürmchen öffneten fahle Punkte im Dämmerlicht. Die beiden verharreten einen Augenblick lang unschlüssig im Dunkel, kurz davor, sich unter diejenigen zu mischen, die nichts wussten, und sahen sich dabei an, als wäre es zum letzten Mal.

»Daniel ...«, sagte Virgínia leise, »nicht einmal mit dir darf ich darüber reden?«

»Nein«, sagte er überrascht von seiner eigenen Antwort.

Sie zögerten einen Moment, bedächtig, still. Nein, nein! ..., leugnete sie die Angst, die immer näher kam, wie um Zeit zu gewinnen vor dem Sprung. Nein, nein, sagte sie und vermied dabei, sich umzusehen. Die Nacht war herabgesunken, die Nacht war herabgesunken. Nicht springen! Doch auf einmal gab etwas die Zurückhaltung auf und begann zu geschehen ... Ja, genau da würden die Dämpfe des Morgens aufsteigen, eines kränklichen Morgens, blass, wie das Ende eines Schmerzes – bemerkte Virgínia auf einmal ruhig, ergeben und entrückt. Jeder trockene Zweig würde sich unter einem höhlenhaften Schein verstecken. Das Land hinter den Bäumen, deren Triebe der Waldbrand gekappt hatte, würde durch den weichen Nebel hindurch zu sehen sein, geschwärzt und schwierig wie durch eine Vergangenheit – erkannte sie jetzt gelassen und ausdruckslos, wie ohne Gedächtnis. Der Tote würde ein letztes Mal zwischen den schlafenden und kalten Bäumen hindurchgleiten. Wie aus der Ferne klingende Glo-

ckenschläge würde Virgínia den Widerhall seiner Gegenwart im Körper spüren, würde langsam vom Bett aufstehen, weise und blind wie eine Schlafwandelnde, und in ihrem Herzen würde ein schwacher Punkt fast ohnmächtig pulsieren. Sie würde das Fenster hochschieben, die Lungen eingehüllt vom kalten Dunst. Die Augen in die Blindheit des Dunkels tauchend, die Sinne pulsierend im eisigen und schneidenden Raum; so würde sie nichts wahrnehmen als die Ruhe im Schatten, die krummen und reglosen Zweige ... die weite Fläche, deren Grenzen sich in plötzlichem, undurchdringlichem Nebel verloren – da lag die Grenze der möglichen Welt! Dann, brüchig wie eine Erinnerung, würde sie den müden Fleck des Ertrunkenen ahnen, wie er sich entfernte, zwischen den Dampfschwaden versank und wieder auftauchte, um schließlich im Weiß unterzugehen. Für immer! So würde der lange Wind in den Bäumen wehen. Fast stumm würde sie rufen: He, Mann, du da, Mann!, um ihn aufzuhalten, ihn zurückzubringen! Aber es war für immer, Virgínia, hör zu, für immer, und selbst wenn Granja Quieta verwelkte und endlos neues Land sich erhob, der Mann würde niemals wiederkehren. Virgínia, niemals, niemals, Virgínia. Niemals. Sie schüttelte die Müdigkeit ab, in die sie gegliiten war, in ihre Augen trat eine aufgeweckte, funkelnde Lebendigkeit, zurückgehaltene Ausrufe schmerzten in ihrer engen Brust; das Unverständnis, mühselig, erstickt, stürzte ihr Herz ins Dunkel der Nacht. Ich will nicht, dass die Eule ruft, schrie sie in einem tonlosen Schluchzen. Und sofort rief die Eule, schwarz auf einem Ast. Sie zuckte zusammen – oder war der Ruf etwa ertönt, bevor sie das gedacht hatte? Oder im selben Augenblick? Ich will die Bäume nicht hören, sagte sie sich und erforschte ihr Inneres, während sie verblüfft weiterging.

Und die Bäume wiegten sich in einem plötzlichen Wind, ein langsames Rauschen von einem merkwürdigen, hohen Leben. Oder war das vielleicht eine Vorahnung?, beschwor sie sich. Ich will nicht, dass Daniel sich bewegt. Und Daniel bewegte sich. Leicht atmend, mit jungen und überraschten Augen schien sie in die Dinge eindringen und ihnen entfliehen zu können, still wie ein Schatten; schwach und blind spürte sie die Farbe und den Klang dessen, was immer fast schon geschah. Zitternd eilte sie sich selbst voraus, flog mit nach vorne gerichteten Sinnen, die angespannte und wohlriechende Luft der jungen Nacht durchdringend. Ich will nicht, dass der Vogel fliegt, sagte sie sich jetzt, fast ein Licht in der Brust trotz ihres Entsetzens, und eine müde und spröde Wahrnehmung ließ sie die künftigen Bewegungen der Dinge erahnen, kurz bevor sie laut wurden. Und wenn sie gewollt hätte, hätte sie gesagt: Ich will nicht hören, wie der Fluss dahinfließt, und dabei war in der Nähe kein Fluss, aber sie hätte seine gedämpfte Klage über den Kieseln gehört ... Und jetzt ... jetzt ... ja ...!

»Virgínia! Daniel!«

Ungeordnet stürzte alles dahin, erschrocken und dunkel, der Ruf der Mutter kam aus den Tiefen des Hauses und zerplatzte zwischen den beiden als neue Anwesenheit. Die Stimme hatte nicht die Lautlosigkeit der Nacht gestört, sondern ihre Dunkelheit geteilt, als wäre der Schrei ein weißer Blitz. Noch ehe Virgínia sich ihrer Bewegungen bewusst werden konnte, fand sie sich im Inneren des Hauses wieder, hinter geschlossener Tür. Das Esszimmer, die Treppe erstreckten sich in unscharfer, düsterer Stille. Die brennenden Lampen baumelten im Luftzug, eine beständige, stumme Bewegung. Neben ihr stand Daniel, die Lippen blutlos, hart und

ironisch. In der Ruhe des Hofes strich ein freilaufendes Pferd auf schlanken Beinen durchs Gras. Aus der Küche kam Geschirrgeklapper, dann ertönte plötzlich eine Glocke, und Esmeraldas Schritte durchquerten eilig ein Zimmer ... dazu baumelte gelassen die brennende Lampe, atmete das Treppenhaus im Schlaf. Da – nicht aus Erleichterung oder vom Ende eines Schreckens, sondern in sich unerklärlich, lebendig und rätselhaft – da spürte sie einen langen, klaren, hohen Augenblick offen in sich. Mit kalten Fingern fuhr sie über den alten Türklopfer, schloss die Augen und lächelte boshaft und tief befriedigt.

DER HOF GRANJA QUIETA und der dazugehörige Grund lagen einige Meilen entfernt von den Häusern rund um die Schule und die Krankenstation, abseits vom Geschäftskern der Gemeinde Brejo Alto, der sie zugeordnet waren. Das Landhaus gehörte der Großmutter; ihre Kinder hatten geheiratet und lebten weit weg. Nur der jüngste Sohn hatte die Frau ins Elternhaus gebracht, und auf Granja Quieta waren Esmeralda, Daniel und Virgínia geboren. Kurz darauf wurden die Möbel fahnenflüchtig, verkauft, kaputt oder altersschwach, und die Zimmer leerten sich bleich. In Virgínias, das kalt, schwerelos und quadratisch war, stand gerade mal ein Bett. Über dessen Rücklehne hängte sie ihr Kleid, bevor sie sich schlafen legte, und in dem zerschlissenen Unterrock, die Füße schmutzig von Erde, versteckte sie sich unter den riesigen Bettlaken mit langem Wohlgefühl.

»Besser wären mehr Möbel und weniger Zimmer«, klagte Esmeralda, die Augen gesenkt vor Ärger und Missmut, die großen Füße unbeschuht.

»Genau das Gegenteil ist der Fall«, erwiderte der Vater, wenn er nicht einfach nur schwieg. Nur die Treppe war mit einem dicken Teppich aus purpurnem Samt ausgelegt, noch von der Hochzeit der Großmutter, über die Gänge verzweigte er sich bis zu den Zimmern, ein unverhoffter Luxus, der etwas Sicheres und Würdiges hatte. Doch dann öffneten sich die Türen, und anstatt des anheimelnden Wohlstands, den der Teppich hätte erwarten lassen, stieß man auf Leere, Stille und Schatten, und der Wind hielt durch die nackten Fenster Zwiesprache mit der Welt. Durch die hohe Fensterscheibe sah man hinter dem Garten mit seinen wuchernden Pflanzen und trockenen Ästen das weite Stück Land, auf dem eine traurige, geflüsterte Stille herrschte. Selbst das Esszimmer, der größte Raum des Hauses, erstreckte sich unten im Erdgeschoss in langen, feuchten Schatten und nahezu verlassen: der schwere Tisch aus Eichenholz, die leichten, goldenen Stühle, noch Teil einer Einrichtung von früher, ein Bücherregal mit schlanken, gewundenen Beinen, die schnelle Luft um die polierten Türknäufe und ein langer Geschirrschrank, darin durchscheinendes Blitzen, erstickte Schreie von Gläsern und Kristall, schlummernd im Staub. Auf der Ablage des Möbels stand eine Schüssel aus rosafarbenem Steingut; das kalte Wasser im Halbdunkel erfrischte die Schüssel, in der ein dicker, krummer und sinnlicher Engel vergeblich um Freiheit rang. Hohe Friese ragten an den Wänden auf und zeichneten senkrechte, stille Schatten auf den Boden. An den Nachmittagen, an denen der Wind über den Hof zog – die Frauen in ihren Zimmern, der Vater bei

der Arbeit, Daniel draußen – an den glatten Nachmittagen, an denen ein Wind voller Sonne wie über Ruinen blies, die Wände bloßlegend, von denen der Putz blätterte, da streifte Virgínia durch die verlassene Makellosigkeit. Sie ging und sah sich um, in zerstreutem Ernst. Es war Tag, die Felder erstreckten sich hell und ohne Flecken, und sie bewegte sich schlaflos. Dabei verspürte sie ein diffuses Unbehagen an den ruhigen Nerven – klein und dünn, an den Beinen die Spuren von Mücken und Stürzen, so stand sie an der Treppe und sah sich um. Die in sanftem Schwung nach oben führenden Stufen erlangten eine feste Anmut, die derart schwerelos war, dass Virgínia ihre Wahrnehmung fast sofort wieder verlor, und dann verharrte sie, vor sich nichts als staubüberzogenes Holz und roten Samt, Stufe, Stufe, trockene Winkel. Ohne zu wissen, warum, blieb sie dennoch stehen und wedelte mit den nackten, schmalen Armen; sie lebte am Rand der Dinge. Das Esszimmer. Das Esszimmer voller Punkte, die für nichts standen. Der Geruch eines leeren Hauses. Aber der Lüster! Da war der Lüster. Der große Kronleuchter glühte weiß. Sie betrachtete ihn reglos, beunruhigt, als ahnte sie ein schreckliches Leben voraus. Dieses Dasein aus Eis. Einmal! Einmal, bei einem raschen Blick – versprühte der Kronleuchter Chrysanthemen und Freude. Ein anderes Mal – während sie durchs Esszimmer rannte – war er ein züchtiger Samen. Der Lüster. Hüpfend verließ sie den Raum, ohne sich umzusehen.

Abends erstrahlte das Esszimmer in einem flackernden, sanften Licht. Zwei Öllampen standen auf der Kommode für diejenigen bereit, die sich zurückziehen wollten. Bevor man sein Zimmer betrat, musste das Licht gelöscht sein. Bei Tagesanbruch krächte ein Hahn ein makellooses Kreuz hinaus –

aus der feuchten Senke verbreitete sich fernhin ein kühler Geruch, der Ruf eines Vogels kratzte an der Oberfläche des Halbdunkels, ohne sie zu durchstoßen. Virgínia hob zaghaft die lauen Sinne, die geschlossenen Augen. Die blutrünstigen und jungen Schreie der Hähne wiederholten sich verstreut über das Umland von Brejo Alto. Ein roter Kamm schüttelte sich zitternd, während dürre, entschlossene Beine langsame Schritte über den bleichen Boden machten, dann wurde der Schrei ausgestoßen – einen Bogenschuss weit riss ein zweiter harter, munterer Hahn seinen wilden Schnabel auf und antwortete –, während die Ohren noch schläfrig in vager Aufmerksamkeit verharren. Der entrückte, schwache Morgen verbreitete sich allmählich als Nachricht. Virgínia stand auf, schlüpfte in ihr kurzes Kleid, schob dann die hohen Fenster auf, der Nebel drang ins Zimmer, langsam und gepresst; sie tauchte den Kopf hinein, das Gesicht sanft wie das eines Tiers, das aus der Hand frisst. Die Nase bewegte sich feucht, die kalte Wange, feingestimmt in der Helligkeit, drängte nach vorne, in einem tastenden Impuls, frei und erschrocken. Sie sah kaum mehr als den einen oder anderen Stab des Gartenzauns. Stacheldraht ragte trocken aus dem eisigen Dunst; die Bäume stiegen schwarz in die Höhe, ihre Wurzeln verborgen. Sie öffnete die Augen weit. Da war der Stein, triefend vom Tau. Und hinter dem Garten das Land in jähem Verschwinden. Das ganze Haus schwebte, schwebte in Wolken, losgelöst von Brejo Alto. Selbst das unbebaute Land, um das sich niemand kümmerte, entfernte sich blass und still, und vergeblich suchte Virgínia in seiner Reglosigkeit eine vertraute Linie; das lose Reisig unter dem Fenster, nahe dem verfallenen Bogen am Eingang, lag klar und leblos da. Wenige Augenblicke später jedoch kam die Sonne heraus, weißlich

wie ein Mond. Wenige Augenblicke später verschwanden die Nebel mit der Schnelligkeit eines Traums, der sich zerstreut, und der gesamte Garten, das Anwesen, die Ebene, das Buschwerk erstrahlten und gaben kleine Geräusche von sich, fein, zerbrechlich, noch müde. Eine intelligente, leuchtende und trockene Kälte zog durch den Garten, drang wie ein Hauch ins Fleisch. Ein Ruf von frischem Kaffee drang aus der Küche herauf, vermischt mit dem milden, atemlosen Geruch nach nassem Gras. Das Herz klopfte in schmerzhafter und feuchter Erregung, wie durchbohrt von einem Wunsch, der nicht sein konnte. Und das Leben des Tages nahm perplex seinen Anfang. Ihre Wange zart und eisig wie die eines Hasen, die Lippen hart vor Kälte, verharrte Virginia eine vage Sekunde lang am Fenster und lauschte mit irgendeinem Punkt ihres Körpers in den Raum dort vorne. Sie schwankte zwischen Enttäuschung und einem schwierigen Zauber – wie eine Wahnsinnige log die Nacht am Tag ...

Wie eine Wahnsinnige log die Nacht am Tag, wie eine Wahnsinnige log die Nacht am Tag – ging sie barfuß die staubigen Treppenstufen hinunter, die Schritte gedämpft vom Samt. Die Familie setzte sich zum Frühstück, und wenn Virginia nicht genug aß, bekam sie auf der Stelle eine Ohrfeige – war das gut, rasch flog die offene Hand und traf mit einem fröhlichen Klatschen auf eine der Wangen, erfrischte den düsteren Raum mit der Feinheit eines Niesens. Das Gesicht erwachte wie ein Ameisenhaufen in der Sonne, und dann bat sie um mehr Maisbrot, voller erlogenem Hunger. Der Vater kaute weiter, die Lippen feucht von Milch, während mit dem Wind eine gewisse Freude in der Luft hing; ein frisches Geräusch aus dem hinteren Teil des Hauses füllte sachte das Esszimmer. Esmeralda aber kam immer davon,

den Rücken gerade, die Brust vorgestreckt. Denn die Mutter erhob sich blass und stotternd und sagte – während kalter Zug durch die helle Fensteröffnung drang und beim Blick auf Daniels hartes, geliebtes Gesicht ein Wunsch, mit ihm zu fliehen und zu rennen, Virgínia das Herz weitete, benommen und schwerelos, in einem Impuls nach vorn –, während die Mutter sagte:

»Habe ich nicht mal das Recht auf einen Sohn?«

Auf eine Tochter, sollte sie sagen, dachte Virgínia, ohne die Augen von der Tasse zu heben, denn in diesen Momenten hatte selbst das Wiehern eines Pferdes auf der Weide etwas Schneidendes, wie ein trauriges und nachdenkliches Wagnis. Esmeralda und die Mutter unterhielten sich dann lange im Zimmer, die Augen glänzend in schnellem Verstehen. Ein ums andere Mal arbeiteten die beiden am Zuschnitt eines Kleids, als forderten sie die Welt heraus. Der Vater sprach niemals mit Esmeralda, und keiner erwähnte, was mit ihr war, es sei denn ganz beiläufig. Auch Virgínia hatte nie danach gefragt; sie konnte wohl mit einem nicht offenbarten Geheimnis in Händen leben, ohne sich zu beunruhigen, so als wäre dies das wahre Leben der Dinge. Esmeralda hob den Saum des langen Rocks, den sie zu Hause trug, ging die Treppe hoch, verbrannte oben bei sich einen ärgerlichen Duft, eindringlich und feierlich; man hielt es in ihrem Zimmer nur wenige Minuten lang aus, dann wurde einem der Geruch zu viel und man fühlte sich schwummerig, eine Übelkeit wie in der Kirche. Sie selbst aber verharrte gedankenversunken vor der Kalebasse, die ihr als Behältnis dafür diente, und schien die heiße Flamme einzuatmen mit ihren starken, weiblichen und heuchlerischen Augen. All ihre Unterwäsche war handgestickt; der Vater sah Esmeralda nicht

an, so als wäre sie tot. Das letzte Mal hatte er sie an dem Tag gestreift, als es wieder einmal um Daniels und Virgínias Umzug in die Stadt ging, wo sie eines Tages Sprachen und Wirtschaft studieren und Klavierspielen lernen sollten – Daniel, der so ein gutes Gehör hatte und manchmal auf einem Klavier in Brejo Alto übte. Mit der anderen Tochter, sagte der Vater, habe er nichts dergleichen vor: »Ein wildes Tier lässt man erst aus dem Haus, wenn es keine Zähne mehr hat.« Esmeralda setzte sich bei den Mahlzeiten neben die Mutter; sie kam immer ein wenig verspätet und langsam dazu, aber der Vater sagte nichts. Vielleicht tauchte sie auch blass und mit Augenringen auf, weil sie bei irgendeiner Familie aus Brejo Alto zum Tanz gewesen war. Die Mutter kam dann erholt von ihrer Müdigkeit herunter, in körperlicher Unruhe, so aufgeregt war sie darüber, dass man nun wieder an Festen teilnahm. Ihre Augen bekamen einen abwesenden Ausdruck, und sie sah den Salon vor sich, während sie kaute. Sanft und glänzend verteilten sich die jungen Mädchen wieder über die Veranden, über das Gesellschaftszimmer, in ruhigen und beherrschten Posen, und warteten darauf, umfasst zu werden; dann tanzten sie, die Gesichter beinahe ernst; die Unmoralischsten unter ihnen streckten unschuldig die Brust vor, ganz frisiert und zufrieden, in den Augen einen einzigen unlesbaren Gedanken; aber die Männer waren wie immer unterlegen, blass und galant; sie schwitzten stark; da sie nicht sehr zahlreich waren, tanzten am Ende einige junge Frauen miteinander, aufgekratzt, lachend, hüpfend, Überraschung in den Augen. Sie kaute, mit festem Blick, und dabei spürte sie die unbegreifliche Wirklichkeit des Tanzes in der Luft hängen wie eine Lüge. Der Vater betrachtete die beiden schweigend. Bevor er zu

essen begann und es damit auch allen anderen gestattete, sagte er mit einer gewissen Traurigkeit:

»Ach ja.«

Virgínia liebte ihn in diesen Momenten so sehr, dass sie vor Hoffnung und Verwirrung am liebsten in ihren Teller geweint hätte. Die Mutter seufzte mit nachdenklichen Augen:

»Ach, lieber Himmel, wer weiß.«

Aber dann verbrachte sie die Tage wie ein Besuch im eigenen Haus, gab keine Anweisungen, kümmerte sich um nichts. Ihr geblühtes, abgetragenes Kleid bedeckte sie weich, es ließ die weiten, dicken, missmutigen Brüste sehen. Früher einmal war sie lebendig gewesen, mit kleinen Entschlüssen zu jeder Minute – ihr Auge glänzte erschöpft und cholerisch. So hatte sie gelebt, geheiratet und Esmeralda zur Welt gebracht. Und danach war ein langsamer Verlust hereingebrochen, sie konnte ihr eigenes Leben nicht überblicken, auch wenn ihr Körper noch fortlebte, getrennt von den anderen Körpern. Träge, müde und unbestimmt hatte sie erst Daniel geboren und danach Virgínia, sie waren in ihrem Unterleib herangewachsen, nicht zu beherrschen – ein wenig dünn, behaart, die Augen sogar ganz hübsch. Sie klammerte sich an Esmeralda wie an einen Überrest ihres vorherigen Daseins, jener Zeit, in der sie nach vorne geatmet hatte und sich gesagt: Ich werde eine Tochter bekommen, mein Mann wird eine Sitzecke kaufen, heute ist Montag ... Aus ihrer Junggesellinnenzeit sollte sie liebevoll ein abgetragenes Nachthemd aufbewahren, als wäre jene Lebensphase ohne Mann und Kinder eine herrliche Zeit gewesen. So verteidigte sie sich gegen den Ehemann, gegen Virgínia und gegen Daniel – in ihren Augen ein Blinzeln. Der Mann hatte ganz allmählich mit seinem schlauen und ruhigen Körper eine Art Schweigen durchgesetzt. Und

ganz allmählich, nachdem das Verbot von Einkäufen und Ausgaben seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, begriff sie in einer stets wiedergekäuten Freude, die eines der Leitmotive ihres Lebens war, dass sie nicht im eigenen Haus wohnte, sondern in dem des Ehemanns, dem der alten Schwiegermutter. Ach ja; erst hatte sie sich mit fröhlichen Fäden an das gebunden, was vor sich ging, und jetzt wurden die Fäden dicker und klebten oder rissen, und sie selbst prallte unvermittelt gegen die Dinge. Alles war so unvermeidlich, und sie lebte so abgeschnitten, wirklich so abgeschnitten, Maria – so wandte sie sich in Gedanken an eine Schulfreundin, die sie längst aus den Augen verloren hatte. Und da machte man eben weiter, Maria. Sie sah Daniel und Virgínia an, auf eine ruhige Weise überrascht und hochmütig; die beiden waren zur Welt gekommen. Selbst die Geburt war leicht gewesen, sie konnte sich nicht einmal an den Schmerz erinnern, ihr Unterleib war durchaus gesund, dachte sie konfus und musterte sich mit einem raschen Blick; mit ihrer Vergangenheit hatten sie nichts zu tun. Sie sagte schwach: »Iss doch, Virgínia ...« und stockte. Virgínia ... Den Namen hatte noch nicht mal sie selbst ausgesucht, Maria. Sie mochte glänzende und ironische Namen, wie jemand, der sich Luft zufächert, abwinkend: Esmeralda, zwei Fächerschläge, Rosicler, drei schnelle hinterher ... Und das Mädchen, einem Zweig gleich, wuchs, ohne dass sie sich die früheren Gesichtszüge des Kindes hätte merken können, immer neu, fremdartig und ernst, es kratzte sich den schmutzigen Kopf, war schläfrig, mit wenig Appetit gesegnet, malte Unsinn auf Papier. Ja, die Mutter aß nicht viel, aber sie saß mit einem Mangel an Haltung bei Tisch, dass es war, als würde sie sich im Essen suhlen. Sie hatte so gut wie nichts zu tun, schien sich jedoch in ihrem

Leben derart eingewickelt zu fühlen, dass sie kaum den Arm losmachen konnte oder gar ein Zeichen geben. Wenn Virginia sah, wie sie sich am Tisch gehen ließ; dazu ihr Vater, der mit starrem Blick vor sich hin kaute; Esmeralda, die scharf, reglos und begierig sagte: Wo spazieren gehen?! Durch die Sümpfe da?!; Daniel, der sich stolz verdüsterte, nahezu benommen vor im Zaum gehaltener Macht; wenn sie die Augen schloss und in sich selbst ein kleines Gefühl sah, verschlossen, sehr fröhlich, fest, rätselhaft und unbestimmt, so wurde ihr dabei nie klar, dass sie sich eigentlich fragte, ob eine bestimmte Eigenschaft bei einem Menschen die Möglichkeit anderer Eigenschaften ausschloss, ob das, was im Körper steckte, lebendig und seltsam genug war, auch sein eigenes Gegenteil zu sein. Was sie selbst betraf, so konnte sie nicht einmal erraten, was sie vermochte und was nicht, was sie schon mit einem Wimpernschlag bekommen und was sie niemals erreichen würde, selbst wenn sie dafür ihr Leben gab. Sich aber gestand sie das Vorrecht zu, auf Gesten und Worte zu verzichten, wenn sie sich offenbaren wollte. Sie spürte, dass sie auch ohne einen Gedanken, einen Wunsch oder eine Erinnerung auf unfassbare Weise war, was sie war, und woraus es bestand, wusste Gott allein.

Die Tage auf Granja Quieta atmeten weit und leer wie das Anwesen selbst. Die Familie empfing niemals mehrere Gäste zugleich. Bei seltenen Gelegenheiten wurde die Mutter durch den Besuch zweier Nachbarinnen aufgemuntert, die sie rasch in ihr Zimmer führte, als wollte sie sie vor den langen Korridoren bewahren. Und Esmeralda erstrahlte in Aufregung und einer gewissen Rohheit, wenn ihre Freundinnen zu ihr kamen, blass und hochgewachsen unter maisfarbenen Hüten. Dann schlüpfte sie rasch in ein Paar Schuhe, ging mit

den Besucherinnen errötend auf ihr Zimmer und schloss hinter sich ab, und die Zeit lief dahin. Und manchmal kam aus dem Süden ein Verwandter väterlicherseits, um die Großmutter und den Vater zu besuchen. Der Onkel setzte sich an den Tisch, lächelte alle aus seiner Taubheit heraus an und aß. Und auch Tante Margarida, dünn, schlaffhäutig, das Gesicht scharf wie das eines ausgetrockneten Vogels, die Lippen allerdings stets rosig und feucht wie Leber; an einem einzigen Finger trug sie ihre beiden Witwenringe, dazu drei weitere, mit Edelsteinen besetzte. Der Vater wirkte an diesen Tagen wie neugeboren, und Virgínia sah ihm erschrocken zu, mit unruhigem Widerwillen. Er bestand darauf, persönlich aufzutragen, gab der schwarzen Köchin frei – Virgínia beobachtete ihn aufgeregt und stumm, den Mund wässrig vor Unwohlsein und Aufmerksamkeit. Mit nassen Augen führte er die Großmutter an den Tisch und sagte:

»Die Herrin des Hauses muss doch mit ihren Kindern essen, die Herrin des Hauses muss doch mit ihren Kindern essen ...« Und man merkte kaum, dass das ein Scherz sein sollte. Tante Margaridas Blick war eilig, und in dem Sekundenbruchteil, den er auf etwas verweilte, schien sie zu lächeln. War er jedoch vorbei und ihr Gesicht bereits zur anderen Seite gewandt, so schwebte in der Luft etwas wie das Danach einer sich enthüllenden Angst. Mit ihrem Vogelköpfchen samt den gekämmten Federn, schief zum Teller sitzend, aß sie fast ohne Worte. Man sah, dass sie eines Tages sterben würde, man sah das. Der Onkel sagte mit tiefer und ruhiger Miene:

»Mensch, schmeckt das gut.«

»Nimm dir noch!«, rief der Vater und blinzelte vor Freude. Der Onkel sah dem Vater gerade in die Augen, mit einem

unbeweglichen Lächeln. Dann knetete er aus Brotkrumen eine kleine Kugel und antwortete feinsinnig und bieder, als müsste er seine eigene Taubheit besänftigen:

»Na dann, na dann.«

Einen Moment lang war im Blick des Vaters Erstaunen zu sehen, Überforderung. Unvermittelt packte er den Teller des Bruders, lud ihm Essen auf und schob ihm den Teller wieder hin, gerührt und zufrieden:

»Da, nun iss schon.«

Der Onkel dankte beiläufig, indem er die Hand zum Kopf führte wie ein grüßender Soldat. Der Vater sah ihm zu, die Arme hängend wie bei einer Puppe, und gab sich übertrieben glücklich.

»Ach, man hat's nicht leicht, wirklich nicht leicht«, sagte er und lachte herzhaft.

Wenn die Besucher nach einigen Tagen abreisten, wurde das Leben im Haus erneut von der Landluft aufgesogen, und die Fliegen summten höher, schimmernd im Licht. Der Vater nahm seine Einsamkeit wieder auf, in der nichts Trauriges lag, schob Tischdecke und Besteck beiseite, rückte sich eine Öllampe heran, las Zeitung und öffnete nie das Buch. Dann ging er nach oben, um sich schlafen zu legen, stieg langsam und schwer die Treppe hoch, als wollte er das Wiehern der Stufen hören, eine dunkle, ruhige Hoffnung, fast wunschlos. Manchmal, in aufgekrempelten langen Unterhosen – er verwandelte sich dann unvermittelt in einen lustigen Mann, und Virginia fiel an diesen Tagen das Einschlafen schwer –, manchmal also lebte er in aufgekrempelten langen Unterhosen vor sich hin, blieb bis zwei oder drei Uhr morgens wach und sah zu, wie das Geflügel die kleinen, kleinen Eier legte. Mit Hühnerkot verschmiert stieg er anschließend in einen

Bottich voller Wasser und Kerosin, der draußen auf dem Hof stand, und säuberte sich im schwachen Schein der Öllampe, wusch sich schweigend alles vom Leib, die Dunkelheit wurde von einem nassen, jähen Plätschern bespritzt, er ging schlafen. Die Mutter fragte inmitten der Benommenheit des Abendessens, im Zentrum des Hauses:

»Und der Schreibwarenladen?«

»Geht so«, antwortete der Vater.

Virgínia ging am Zimmer ihrer Großmutter vorbei, blieb zufrieden einen Augenblick lang vor der Tür stehen, um ihrem Schnarchen zuzuhören. Sie schnarchte nicht scharf geradlinig sondern durch ein paar Flügel. Der Klang begann weit, sammelte sich um einen schmalen Mittelpunkt und weitete sich dann erneut. Ein Flügel in Bewegung, das war ihr zufriedenes, eigentümliches Schnarchen. Virgínia betrat das Zimmer mit geschlossenen Augen, fühlte sich inmitten eines Ausbreitens von Schwingen, die zart waren, heiser und rasch, als ließe die alte Frau mit jedem Ausatmen ein verschrecktes Vöglein ziehen. Und wenn sie aufwachte – sie erwachte immer ruckartig, sah sich entsetzt um, als hätte man sie im Schlaf womöglich in eine andere Welt versetzt, und warf Virgínia einen bösen Blick zu –, wenn sie aufwachte, schnitt sich das Geräusch zu einer geraden Linie zusammen, und ein kleiner Vogel, halb freigelassen in einem Mund, verharrte zitternd und licht und wurde mit einem leisen Gluckern aufgesogen. Die Großmutter verließ das Zimmer nicht mehr, eine Schwarze, die bei ihr aufgewachsen war und seither in ihrem Dienst stand, brachte ihr die Mahlzeiten. Sie ging nur nach unten, wenn die Verwandten aus dem Süden sie besuchen kamen. Esmeralda, Daniel und Virgínia hatten die Pflicht, sie wenigstens einmal am Tag in ihrem Zimmer

aufzusuchen, um sich segnen zu lassen und ihr etwas wie einen schnellen Kuss auf die Wange zu drücken. Und sie besuchten sie nie öfter als dieses eine Mal. War die Schwarze einmal krank, oblag es Virgínia, zur Großmutter zu gehen und ihr Gesellschaft zu leisten. Sie machte sich munter daran. Die Großmutter saß da, sagte nichts, lachte nicht, blickte kaum um sich, als genügte es ihr nun, zu leben. Manchmal flackerte etwas in ihr auf, ein rascher Ausdruck, der über das listige, schamlose Gesicht zog. Virgínia sprach leise, so dass sie die Worte nicht hörte und wütend wurde. Ihr größter Ausdruck der Wut oder Verachtung bestand darin, zur Seite auszuspucken; trocken, wie ihr Mund war, hatte sie Schwierigkeiten, genügend Speichel zusammenzubekommen; und dann vergaß sie ihren Zorn und versuchte einfach nur auszuspeien – an der Tür lehnend, das Gesicht ganz still und schmal, sah Virgínia zu. Die alte Frau schien einen Moment lang zu überlegen, den Kopf zur Seite geneigt, in ebender Haltung, in die ihre Wut sie versetzt hatte; dann gab sie den Versuch auf, mit einem Ausdruck von zufriedener Gewandtheit, als hätte sie allen zum Trotz Spucke gespargt; sie versank erneut in Reglosigkeit, die glänzenden Augen blinzelten immer wieder durch ihre Schlitze hindurch. Virgínia bebte vor Abscheu und Angst. Sie sah der Großmutter zu, wie sie schwerfällig die Hand hob und sich langsam und unbeholfen die trockene Nase kratzte. »Will einfach nicht sterben, die verflixte Alte«, wiederholte sie leise und ärgerlich für sich den Satz des Dienstmädchens. Aber auf einmal nieste die Großmutter wie eine Katze in der Sonne, und etwas mischte sich in Virgínias Angst, ein beschämtes und unwilliges Mitleid beschwerte ihr die Brust. »Will einfach nicht sterben, das herzliebste Mütterchen«, wiederholte sie. Das Zimmer ver-

sank vor ihren offenen und starren Augen in Dunkel, während sie den Körper mit vollem Gewicht an die Türe lehnte. Und auf einmal schien eine Bewegung aus Leben hereinzubrechen und auf dieselbe Ebene zu stürzen – das Gefühl zu fallen, wenn man schläft. Unwandelbar, unwandelbar.

Aber manchmal war ihr Leben so schnell. Lichter bewegen sich ohne Richtung, Virgínia beobachtet den Himmel, die Farben glänzen unter der Luft. Virgínia bewegt sich ohne Richtung, die Klarheit ist die Luft, Virgínia atmet Klarheit, Blätter beben, ohne es zu wissen, Virgínia denkt nicht, die Lichter bewegen sich ohne Richtung, Virgínia beobachtet den Himmel ... Manchmal war ihr Leben so schnell. Ihrem Mädchenkopf schwindelte, sie blickte aufs Feld, das sich vor ihr erstreckte, sah nach Granja Quieta hinüber, das sich schon in der Ferne verlor, und schaute, ohne verstehen zu wollen. In Brejo Alto gab es kein Meer, doch man konnte schnell aufs weite Flachland hinaussehen, gleich darauf die Augen schließen, ins eigene Herz dringen und wie ein Kind, wie ein Kind, das zur Welt kommt, den süßlich fauligen Geruch des Meeres aufsaugen. Und selbst wenn der Tag in diesem Moment hart und neu sein mochte, die Pflanzen trocken von Staub, die Wolken rot und heiß vor Sommer, wenn die rauen Sonnenblumen am Ende ihrer dicken Stängel sich wiegten gegen den Raum, selbst wenn die glückliche Feuchtigkeit nahe am Wasser gelegener Landstriche fehlte ... einmal spross unvermittelt ein Vogel aus der Ebene, ließ das Herz eilig schlagen in blassem Schreck. Und das war frei und schwerelos, als spazierte jemand am Strand entlang. Sie war nie in die Nähe des Meeres gekommen, aber sie wusste, wie das Meer war, sie zwang ihr Leben nicht, es in Gedanken auszudrücken, sie wusste, das war genug. Wenn man es am

wenigsten erwartete, brach die Nacht herein, die Eule rief, Daniel konnte sie von einem Augenblick auf den nächsten auffordern, mit hinauszugehen, jemand konnte an der Tür erscheinen und eine Nachricht überbringen, sie und Daniel liefen, um zu hören, worum es ging, das Hausmädchen konnte krank werden, sie selbst auf einmal später aufwachen – so endgültig einfach war sie zu der Zeit. Unerwartetes gab es nicht, und das Wunder war die sich offenbarende Bewegung der Dinge; sollte auf ihrem Körper doch eine Rose sprießen, Virginia würde sie vorsichtig pflücken und sich ins Haar stecken, ohne zu lächeln. Es gab eine gewisse Freude, verwundert, zart und ohne komischen Beiklang – wo? ach, in einer Farbe, in den kühlen Pflanzen, die kleine, vage, klare Geräusche in die Luft zu filtern schienen, einen winzigen Hauch nach dem anderen, auf bebende Weise lebendig. Ihr Leben war voller Einzelheiten, aber zur selben Zeit lebte sie nur eine einzige Linie, gezogen ohne Kraft und ohne Ende, flach und schreckstarr wie die Spur eines anderen Lebens; und ihr blieb allenfalls, ihren Ahnungen vorsichtig zu folgen. Ob wohl alle Welt weiß, was ich weiß?, fragte sie sich in der sturen, unbedarften Art, die ihre ganze Familie kennzeichnete, den Kopf gesenkt. Sie verharrte einen Moment lang am Rand des Feldes und stand reglos da, erwartungsvoll, nach den eigenen Möglichkeiten tastend. Eine lange Minute entwickelte sich, von derselben Farbe und auf derselben Ebene wie ein Punkt, der in gerader, träger Linie aus sich herausführt. Solange diese Minute andauerte, wurde alles, was außerhalb ihrer selbst geschah, allein durch ihre Augen gesehen, als makellose, neugierige Feststellung. Doch von einem Moment auf den nächsten, ohne jede Vorankündigung, überlief sie ein leichter Schauer, während sie mit einem einzigen

Mal aufnahm, welche Bewegungen in den Dingen steckten, die sie umgaben. Unverzüglich übertrug sie ihre eigenen Bewegungen nach außen, vermischt mit der Aufladung, die sie empfangen hatte; kurze Zeit später gab es auf dem Feld ein weiteres Element, das sie schuf, indem sie mit einem stummen kleinen Lächeln ihre eigene Kraft ausstrahlte. Sie ging weiter und drang frei durch die nasse Wiese, die dünnen Beine wurden feucht. Alles drehte sich schwerelos um sich selbst, der Wind über die Blätter im Hof. Hin und wieder, wie ein kleiner, fast unhörbarer Schrei und darauf Stille, die ihn widerruft, bekam sie das Gefühl, leben zu können, und verlor es sogleich wieder für immer in benommener Überraschung: Was war da los? Auch wenn das Gefühl so viel wert war wie ein Parfüm, während man rennt, fast schon eine Lüge, so war es doch genau das gewesen: leben können ... Sie sagte zu Daniel:

»Was gut ist und was uns Angst macht, das ist ... also, ich kann zum Beispiel meine Sachen machen ... dass ich von jetzt ab was habe, das es noch gar nicht gibt, weißt du?«

Daniel blickte unnachgiebig geradeaus:

»Na und? die Zukunft eben ...«

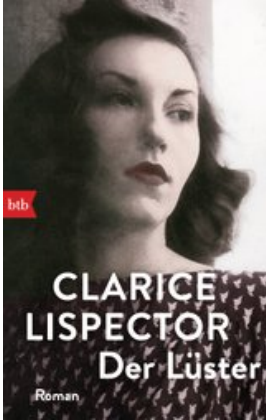
»Ja, aber das ist doch schrecklich, oder?«, sagte sie glühend und mit einem Lachen auf den Lippen.

In tiefer Unwissenheit unternahm sie kleine Übungen und Feststellungen zu Dingen wie dem Gehen, dem Betrachten hoher Bäume, dem Warten auf das Ende des Tages an einem klaren Morgen, das aber nur einen Augenblick lang, der Verfolgung einer ganz normalen Ameise inmitten einer Menge anderer, dem langsam vor sich hin Schlendern, der Aufmerksamkeit für Stille, während das Ohr ein Geräusch fast auf fing, dem schnellen Atmen, dem erwartungsvollen Berühren

des Herzens, das niemals stehenblieb, der kraftvollen Betrachtung eines Steins, eines Vogels, des eigenen Fußes, dem Schwanken mit geschlossenen Augen, dem lauten Lachen, wenn sie alleine war, und dann dem Lauschen, dem ihren Körper im Bett Liegenlassen ohne die geringste Kraft, so dass ihr fast alles wehtat vor lauter Anstrengung, sich auszulöschen, dem Probieren von Kaffee ohne Zucker, dem in die Sonne Schauen, bis ihr die Tränen kamen ohne Schmerz – der Raum wurde sofort taumelig wie vor einem furchtbaren Regen –, dem Tragen von ein bisschen Fluss auf dem Handteller, ohne etwas zu vergießen, dem Anhalten unter einer Fahnenstange, um nach oben zu schauen, bis ihr vor sich selbst taumelte – auf diese Weise brachte sie sorgsam Abwechslung in ihre Art zu leben. Was sie inspirierte, war so kurz. Vage, vage hätte sie, wenn sie geboren wäre, die Hände ins Wasser getaucht hätte und gestorben wäre, ihre Kraft erschöpft, und damit wäre ihr Sich-Bewegen vollständig gewesen – das war der Eindruck ohne Gedanken.

Eines Nachmittags wurden aus irgendeinem Grund die Palmen gefällt, und große, harte, grünliche Wedel füllten sich nervös mit Ameisen, die auf und ab liefen und dabei auf geheimnisvolle Weise eine Aufgabe erfüllten oder sich über irgendetwas amüsierten. Virginia ging auf die Knie und sah zu. Dann hob sie den Blick und sah in der Ferne weißen Rauch aufsteigen, inmitten von schwarzem Geäst. Ein rasches Schütteln des Kaleidoskops, und es formte sich ein stillstehendes Bild, unauflöslich und ohne etwas dahinter: gerade Gräser in der Sonne, die Sonne heiß und ruhig, lauwarmer Reihen von Ameisen, dicke Palmstängel, die Erde, die in die Knie stach, das Haar, das in die Augen fiel, der Wind, der durch den Riss im Kleid drang und frisch den Arm erhellte, ver-

hüllter Rauch, der sich in der Luft auflöste, und all das verbunden durch dieselbe geheimnisvolle Zeitspanne – einen Moment, nachdem sie den Kopf gehoben und in der Ferne den Rauch gesehen hatte, einen Moment, bevor sie den Kopf senken würde und neue Dinge empfinden. Und sie wusste auch vage, fast als dächte sie es sich aus, dass in dieser Spanne noch ein anderer Moment existierte, klein, blass und friedvoll, ohne etwas von den Dingen, die sie gerade vor sich sah, so, genauso. Und wie sie und Daniel arm und ungebunden waren. Die ganze Welt könnte über sie lachen, und sie würden nichts unternehmen, wüssten von nichts. Sie sagte sich, dass sie beide traurig seien, aber doch auch fröhlich. Manchmal kam Daniel und sprach davon, dass sie eines Tages fliehen würden – beide wussten, dass sie sich das eigentlich nicht wünschten. Sie hob den Kopf und sah auf seinen vor erwachender Vorstellungskraft bebenden Lippen einen unsauber gezogenen Bogen aus Milchkaffee, und der war bereits trocken! Sie schaute weg, auf einmal getroffen am empfindlichsten Punkt im Herzen, und stolperte hochmütig und erschrocken zwischen Abscheu, Tränen und Verachtung, perplex, lebendig, lebendig. Am Ende fiel sie in ein Mitgefühl, das tief war und unerträglich, brutal gegen sich selbst, es führte sie schließlich zu einer Art innigem Hochgefühl, das auch etwas Jämmerliches hatte. Zu der Zeit empfand sie häufig Mitgefühl, mit einer fast schon lustvollen Heftigkeit, und spürte dann im Mund einen flüchtigen Geschmack nach Blut. Ingeheim tat ihr alles leid, selbst noch die stärksten Dinge. Manchmal erschrak sie vor einem Schrei des Vaters, und ihre nach unten gerichteten, verschreckten Augen blieben an den groben Halbstiefeln hängen, wo eine graue Schnur zögerte, sich nützlich zu machen. Und plötzlich, ohne zu warten, das



Clarice Lispector

Der Lüster

Roman

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74905-8

btb

Erscheinungstermin: April 2016

Auf den ersten Blick ist das Leben der jungen Virginia unauffällig: Nach ihrer Kindheit auf dem Landsitz der Großmutter führt ihr Weg sie in die Stadt, und erst nach Jahren kehrt sie wieder nach Hause zurück. Geprägt von ungewöhnlichen Kinderspielen mit ihrem Bruder Daniel, der mit ihr die mysteriöse »Gesellschaft der Schatten« gründet, führt Virginia selbst ein Schattendasein, das im Widerspruch zu ihrem aufgewühlten Innenleben steht. Obwohl sie Beziehungen eingeht, bleibt sie einsam, unabhängig und in sich gekehrt. Doch während sie sich in Gedanken eine eigene Welt erschafft, dringen wiederholt seltsame Dialogfetzen oder flüchtige Szenen in ihr Bewusstsein – als Vorboten des Schocks, der ihrem Leben schließlich eine dramatische Wendung gibt.

 [Der Titel im Katalog](#)